

## II.

### Rede des Gymnasial-Directors Professor Dr. Herbst.

Hochverehrte Anwesende, theure Amtsgeossen, geliebte Schüler!

Sie werden es mir gewiss alle und leicht glauben, wenn ich in dem Augenblick, wo ich in Ihre Mitte und an die Spitze einer bedeutenden Bildungsanstalt dieser grossen und altehrwürdigen Stadt trete, wo ich das Wort nehme in Räumen, die ein glänzendes Zeugniß ablegen von der Macht und Kunst des alten wie des neuen und sich verjüngenden Köln, wenn ich da meine Stimmung als eine niedergedrückte und gehobene zugleich bezeichne. Es ist das kein Widerspruch. Zunächst drückt es mich tief nieder, wenn ich die eignen Kräfte, das Mass meiner Jahre und Erfahrung, meiner Gaben und Bildung an der Grösse der gestellten Aufgabe messe. Das ist ein natürliches, berechtigtes, ja fast nothwendiges Gefühl. Aber auch eine *Erhebung* liegt in der Höhe und Weite der Aufgabe. Nicht *blos* in dem Sinne des Dichters, der den Menschen wachsen lässt mit seinen Zwecken, sondern *auch* in der kindlich-sinnigen Fassung des Volkssprüchworts, nach welchem Gott mit dem Amte die Weisheit giebt. Ja, wer sich spiegelt in einem hohen Lebensziel, in dem, wenn er anders nicht kraftlos ist, regen sich schlummernde Kräfte, Willensbewegungen, die ihn hinaustragen über die bisherigen Schranken seines Wesens und Leistens, aber — das ist mit jenem Sprüchwort meine feste Ueberzeugung — doch nur dann, wenn ihm *Der* hilft, der ihm den Auftrag gegeben, wenn er von Oben Kräfte sucht und erbittet. Dazu gehört aber, dass er selbst nicht *sich* und seine Ehre sucht, dass er nicht in ehrgeizigem Eigenwillen das Amt begehrt und übernommen hat. Und das glaube ich, Gott sei Dank, von mir in diesem Falle sagen zu dürfen. *Niemals* habe ich eine Lebensstellung *gesucht*, nie etwas *machen* wollen in meinem vielfach bewegten Leben. Um so leichter wird es mir, an Führungen und Fügungen, an ein *stilles* und doch so sichtbares Wirken auf die Gestaltung meines Lebens von guter Hand zu glauben.

Freilich, bedenke ich die Schwere und den Ernst der Aufgabe, die mir hier zu lösen bestimmt ist, so schweigt von selbst das eigne Ich und tritt hinter die *Sache* und den Beruf zurück. Aber *verschwinden* darf und soll es darum doch nicht. Die Person soll ja Träger und Gefäss des Amtes sein, das von ihm gleichsam Ton und Farbe, Fassung und Bestimmtheit erhält. Es kann daher auch dieser hochansehnlichen Versammlung mit nichten gleichgültig sein, wenigstens *in etwa* — denn das persönlichste und innerlichste gehört nicht vor die Oeffentlichkeit — über die Persönlichkeit, der das Amt übertragen werden soll, orientiert zu werden. In allen Zweifeln und Kämpfen, die ich vor Annahme dieses Amtes durchlebt habe, zog mich doch *der* Gedanke wie unwiderstehlich zur endlichen Annahme, der Gedanke, es liege in den mancherlei Beziehungen, die gerade *ich* zu diesem Amte hatte, etwas Gefügtes und Providentielles. Gestatten Sie mir, dass ich nur einige der *wesentlichsten* Beziehungen hervorhebe. Es liegt für mich etwas beruhigendes und stärkendes darin, wenn ich es thue.

Fast auf den Tag sind es heute 10 Jahre, dass ich an derselben Anstalt mein pädagogisches Tirocinium begann. Die *Schüler* zwar, die damals in den bekannten Schulräumen aus- und eingingen, sind jetzt wohl alle ausgezogen, denn ein Jahrzehnt umfasst gerade ein ganzes Schülerleben; von den alten Amtsgeossen aber kann ich noch gar manchem aufs neue die Hand drücken. Ich trete nicht in eine ganz fremde und dunkle Umgebung ein. Freilich weiss ich, dass gerade dieser Blick in die Vergangenheit auch warnen und abhalten könnte, in so ganz andrer Weise denselben Verhältnissen wieder nahe zu treten, und ich gestehe, dass ähnliche Gedanken und Besorgnisse auch mich bewegt haben; doch ich habe sie als unnützen Kleinmuth zurückgedrängt, ich habe auch den Faktor des Vertrauens und inneren Adels, den ich in diesem Kollegium voraussetze, wie gerne eingerechnet.

Ich meine mit den Beziehungen zu dem Amte an diesem Gymnasium natürlich nicht meinen allgemeinen Lebens- und Bildungsgang, der mir allerdings reiche Gelegenheit zur Uebung im Lehren und Erziehen geboten hat, auch nicht das Heimatgefühl, das ich als Rheinländer, als Eingeborner dieser gesegneten Provinz, die zugleich auf Schule wie

Universität meine Bildungsstätte war, in der grossen Metropole dieser Provinz habe, es treten mir viel bestimmtere und engere Beziehungen vor die Seele.

Unter allen menschlichen Vermittlern verdanke ich zunächst den Ruf zu dieser Stelle dem Vertrauen *des* Mannes, der dem höheren Schulwesen in unsrer Provinz mitvorsteht, der so eben das Wort der Einführung gesprochen. Ich kann die Lebensfäden, die mich an die verehrte Persönlichkeit dieses Mannes knüpfen und die in die Jahre früher Jugend zurückreichen, wo ich als Schüler zu seinen Füßen gesessen und gerade nach den beiden Hauptseiten des geistigen Lebens hienieden nach der vaterländischen durch seine unvergesslichen Geschichtsstunden und für das Erkennen der ewigen Wahrheit durch seine Religionslehre tiefe und nachhaltige, nie ganz erstorbene Anregungen erfahren habe, — ich kann diese Lebensfäden hier nicht alle blosslegen und im einzelnen verfolgen. Aber wohl darf ich sagen, dass weit über *äusserliche* Beförderung, die ich bei diesem Manne nie gesucht habe, ich ihm *innere* Förderung auch in Amt und Beruf zu danken habe. Nicht immer trägt der grüne Tisch die Farbe des Lebens, aber ihm ist die köstliche Gabe verliehen, wahrhaft *menschlichen* Inhalt in die Formen des Amtes zu legen, eine Gabe, die ohne Freiheit und Liebe undenkbar ist. Ich kann nicht sagen, wie wohlthuend es mir ist, gerade von diesem Manne zu diesem Amt auserschen und in dasselbe eingeführt zu sein.

Mehr noch. Mein um diese Anstalt unvergesslich verdienter Amtsvorfahr, dessen Andenken in Segen fortlebt und allezeit fortleben möge, war ein mir besonders nahestehender, theurer Mann, der selige Director Knebel. Was ein Freund über seinen Nekrolog als Motto gesetzt, „ach Sie haben einen guten Mann begraben und *mir* war er *mehr*“ — von Herzen kann ich hier diese Worte eines theuern und vertrauten Dichters nachsprechen. Der in Gott ruhende Mann, in dessen Stelle ich eintrete, war mein Lehrer, dem ich viel verdanke, mein frühester amtlicher Vorgesetzter, ein väterlicher Freund, allezeit voll herzlicher Theilnahme für meine Lebensführungen.

Auch darin liegt für mich etwas bedeutsames, dass ich von einem Gymnasium komme, das in der wesentlichsten Beziehung gleichsam ein Abbild im Kleinen des hiesigen ist und daher für mich eine lehrreiche *Vorschule* gewesen ist. Es ist die ebenfalls konfessionell gemischte Schulgemeinde zu Cleve, deren Leitung ähnliche Schwierigkeiten, verwandte Aufgaben bietet.

Endlich ist mir auch *das* von Bedeutung, dass in meine dortige Stelle ein Mitglied unsers hiesigen Kollegiums, der um das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium vielverdiente *Dr. Probst* eingetreten ist.

Ich habe Ihnen, hochverehrte Anwesende, einige rein *persönliche* Gesichtspunkte vorgelegt, die für mich Fingerzeige und Aufmuntrungen wurden, auf den Ruf hierher trotz allem Zagen zuletzt freudig und entschlossen einzugehn. Aber ich darf bei diesen *persönlichen* Betrachtungen nicht stehen bleiben, es gilt, wenigstens *einige sachliche* daran zu knüpfen. Es ist wohl Brauch in dieser wortreichen Zeit, bei solchen Gelegenheiten über die *allgemeine* Aufgabe, über Zweck und Ziel der Gymnasialbildung zu reden, um damit ein pädagogisches Bekenntniss abzulegen, ein Programm gleichsam der Wirksamkeit aufzustellen. In der Regel entstehen daraus glänzende *Lichtbilder* ohne Schatten, Panegyriken von der Macht und dem unsterblichen Werth humanistischer Bildung, mit dem Refrain, „wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht“. Ich meine im Gegentheil, dass wir keine Ursache haben, besonders stolz zu sein auf die Früchte und Leistungen der gegenwärtigen Gymnasialbildung, dass die Liebe bei den Schülern, der Glaube an die Sache bei vielen Lehrern erkaltet und matt geworden ist und dass es nichts hilft, gestickte Hüllen und Decken über diesen traurigen aber wirklichen Sachverhalt zu breiten. Aber freilich *irre* werden an der guten Sache sollen wir darum nicht, nur irre werden an *uns*, an unsrer Art und Kunst, an Einrichtungen und Gesetzen, welche die Wirkung der Sache hemmen oder verdunkeln. Es heisst auch hier, durch *Busse* kommt man zum Glauben. In der That leben die Gymnasien zur Zeit in einer Art Martyrium, wenn auch einem unblutigen. Zweifel nagen von aussen wie von innen. Gott gebe, dass dieser Zustand zu einer Läuterungs- und Besinnungszeit werde!

Aber, wie gesagt, ich vermeide es mit Absicht, über solche Prinzipienfragen heute und hier zu reden. Es ist kein Ende und keine Frucht mehr von solchen Allgemeinheiten abzusehn, denn die stille Treue der That, auf die alles ankommt, kann doch nie erreichen, was das weite schrankenlose Wort verkündet. Nur das Eine sage ich: So sehr ich mir klar darüber bin, dass wir auch in der Schule nicht mehr *so*, wie vor 50 Jahren, aus der Fülle eigener Befriedigung und allgemeiner Anerkennung schöpfen; dass wir nicht mehr in den Zeiten einer genialen, in sich selbst einigen und produktiven Pädagogik leben — ebenso fest steht es mir, dass es gerade darum gilt, das Erbe der Väter zu hüten und das Salz ihrer Weisheit uns zur persönlichen Würze werden zu lassen. Und, um den *Hauptzweifel*, der sich gegen den Bildungsinhalt unsrer Gymnasien richtet, nur vorbeigehend zu berühren, ein Axiom und Glaubensartikel ist und bleibt es wie zu der Väter Zeiten: dass die klassische Bildung auf einer innern Verwandtschaft des jugendlichen Geistes einmal mit der Jugend der Völker und der Menschheit, sodann mit den *Sprachen* als der unmittelbarsten primitivsten und gleichsam transparenten Form alles Geisteslebens beruhe.

Ich ziehe es heute vor, einige kurze Betrachtungen *rein lokaler* Natur anzustellen und in denselben verschiedener charakteristischer Hemmungen und Förderungen zu gedenken, die für unser Gymnasium wie für mich aus örtlichen Bedingungen fliessen.

Man hört nicht selten und auch ich habe es sagen hören, in Köln, der grossen aber einseitigen Kaufmanns- und

Fabrikstadt stehe ein Gymnasium mit seinen idealen Ansprüchen und Bildungswegen isoliert, verlassen, wie eine exotische Pflanze da. Wenn schon der s. g. Materialismus die Gegenwart überhaupt beherrsche, so trete er um so concentrirter und darum gefährlicher in so bedeutenden Handelsemporien wie Köln auf. Ich gestehe, ich fürchte diese Schreckbilder nicht in einer Stadt, die eben erst ein drittes Gymnasium gründet. Ja mehr noch; — will ich auch diese und andre Gegensätze und Hemmungen keineswegs ganz wegleugnen — ich blicke mit Freude und Hoffen auf die vielen ideellen Förderungsmittel und Schätze, auf den unverkennbaren geistigen Aufschwung, den diese grosse Stadt neben ihrer materiellen Hebung gerade in den letzten Jahren genommen hat. Ja nicht *neben* dieser materiellen Hebung ist diese ideelle Entsprungen, nicht getrennt und ohne Zusammenhang mit ihr. Das kaufmännische Leben, auf eine gewisse Höhe gestellt und zu einer gewissen Grösse gediehen, berührt sich sofort mit dem wissenschaftlichen, das industrielle mit dem künstlerischen, Erwerb und Reichthum geben gleichsam die Naturgrundlage ab für die geistigen Gebilde in Kunst und Erkennen; diese Blüten hängen neben jenen Früchten am Baume des städtischen Lebens. Das lehrt in Vergangenheit und Gegenwart auch die Kölnische Geschichte, diese städtische Geschichte ohne Gleichen im Vaterland, die gleichsam einen Auszug und Mikrokosmos der allgemeinen deutschen Geschichte in sich fasst. Und wie über *aller* Geschichte als dem *Bild* des Lebens ein poetisch-idealer Duft und Hauch liegt, so vollends auf einer solchen, die zur Anschauung gebracht wird durch so grossartige Denkmale, die fortgesponnen wird durch solche Zeugnisse der Gegenwart. Und das sollte nicht ein Bildungsmittel für die Jugend unsrer Gymnasien sein können? Wie kann sich künstlerischer Sinn in einer Jugend nähren, die tagtäglich aufblicken darf zu einem Denkmal, das als ein Modell dasteht vaterländischer Baukunst, dessen Weiterbau man entstehen *sieht*. Was heisst es doch, das *Werden* eines solchen Kunstwerks zu schauen, zu geniessen. Und es *reden* die Steine! In der Kunst schauen wir ja ein Leben, eine Wirklichkeit! Nicht blos das Auge des Kunstfreundes soll auf den unvergleichlichen Formen unsrer Kirchen, deren Thürme wie steinerne Finger nach oben weisen, auf unserm Rathhaus, auf den Befestigungsthürmen ruhen, wir sollen darin auch ein Stück von der Frömmigkeit, dem städtischen Gemeinsinn, der Wehrhaftigkeit der Bürger Köln's im Mittelalter herauslesen. Eine Stadt, die den Takt für historische Reliquien mit künstlerischer Neuschöpfung so zu paaren weiss, wo die grosse Vergangenheit wieder auflebt und zur Gegenwart wird, in der lebt ein reicher geistiger Fonds, in der sprudelt für die Jugend höherer Bildungsanstalten eine Quelle geistiger Anregung.

Eine ernstere Schwierigkeit, scheint mir, entspringt aus der *Grösse* der Stadt und der Schule. Ich halte es für ein Glück, an einer verhältnissmässig kleinen Schule zu wirken. Der erziehende wie bildende Einfluss auf den einzelnen Schüler wird andernfalls erschwert, die Durchsichtigkeit und Durcharbeitung ist weit weniger leicht zu erreichen. Ist das schon *in* der Klasse der Fall, wie viel mehr *ausser* der Klasse, wo eine Ueberwachung bis ins einzelste geradezu zu den Unmöglichkeiten gehört. Welche Vortheile liegen für ein Schulleben in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit als der am meisten dem Bedürfniss innerer Sammlung und Weltabgeschiedenheit entsprechenden Form! Wie viel leichter treten die Elemente falscher Zeitrichtungen und *allgemeiner* Verirrungen, die an *keine* Zeit gebunden sind, in das Dichten und Trachten des Knaben und Jünglings in grossen Städten, wo ihm schon auf dem *Schulweg* überall der zerstreuen und verwirrenden Eindrücke so viele begegnen. — Ist es überhaupt eine täglich neu werdende Beobachtung, dass gegenüber dem Leben der Pflicht und Arbeit, wie es die Schule pflegt und nährt, sich dualistisch ein Leben des Genusses in dem Schüler erhebt, das da wächst mit den Klassen und Jahren, das sich feindlich auflehnt gegen die Ordnungen der Schule, so wird da, wo ganz andre Anlässe und Anreizungen zu solchem Genussleben existieren, auch dieser disharmonische Zustand noch greller und verzerrter hervortreten. Der Lehrer aber, der auch *erziehen* möchte, steht fast ohnmächtig diesen Gefahren gegenüber. Indess bei der Missbefriedigung, die von der Ohnmacht stammt, sollen wir nicht stehen bleiben.

Wo das Erziehen nach den Verhältnissen zurücktritt, da ist um so mehr Kraft und Leben in den Unterricht zu legen, engere Verbindungen mit Haus und Familie, auch mit den Schülern selbst, anzuknüpfen, vor allem die häusliche Selbstthätigkeit, das eigentliche Salz alles Studiums, zu fördern. Denn es kommt gerade darauf an, den Genuss und die Liebe, worin das Lebensglück besteht, in dem Schüler von den Gegenständen selbstgemachter und verfrühter Zerstreuungen hinzulenken auf das Gebiet der Schulthätigkeit, das seine Heimat sein soll. Wo unser Schatz ist, da ist unser Herz; — und die Arbeit zu beselen mit Freude und Genüge ist das höchste Ziel alles Lehrens und Bildens. Oder soll ein Schülerleben, soweit es in der Schule sich bewegt, eine Reihe dumpfer, ohne Freude und Frische verträumter Jahre sein?

Eine sehr zarte Seite hat die weitere Schwierigkeit, die grösste wohl unter allen, die ich an dieses Gymnasium und meine Stellung daran geknüpft sehe — ich trage keine Scheu sie zu nennen — ich meine die konfessionelle Mischung von Lehrern und Schülern. Oder liegt hierin *keine* Schwierigkeit? — ist es vielleicht gar ein zeitgemässer *Vorzug*, ein Abbild im kleinen darzustellen von der Parität der Kirchen und Konfessionen? Wer bedenkt, dass, wie Religion und Kirche im Volks- und Staatsleben der kräftigste und tiefste Faktor ist, von dem zuletzt *alle* geschichtlichen Impulse ausgehen, in der Jugend-Erziehung und Bildung aber, wo es sich um das innere *Werden* des Menschen handelt, dies doppelt und dreifach wahr ist, der darf die Augen nicht verschliessen vor den Hemmungen, die eine konfessionelle Getheiltheit mit sich führt. Erst wenn wir diese Schwierigkeit in ihrem vollem Umfang erkennen und anerkennen, erst

dann können wir ihr zu begegnen suchen. Diese Schwierigkeiten liegen nicht blos in der Verschiedenheit ethisch-pädagogischer Prinzipien, wie sie allerdings in wichtigen Stücken beiden Kirchen eigen ist, sie liegt mehr noch in der Unmöglichkeit, dass alle Lehrer im Bereiche der allerheiligsten und innerlichsten Lebensbeziehungen mit *allen* Schülern gleicherweise verkehren, auf sie wirken, sie von diesem Grunde aus erziehen können. Wer diesen Verzicht zunächst nicht als schmerzliche Resignation fühlt, der kennt eben nicht den unlöslichen Zusammenhang von Glauben und Leben, wie von Ethik und Pädagogik. Doch, wenn es auch *leichter* ist, eine Jugend zu erziehen, deren innerstes Leben aus *einer* kirchlichen Wurzel Nahrung zieht, *unmöglich* ist es selbst unter *diesen* Verhältnissen nicht; es ist nicht *blos* ein *Nothstand*, der uns zu bewältigen vorliegt, wir sollen aus der Noth eine Tugend machen, eine *Fügung* in dieser Sachlage erkennen, an welche sich eine positive Aufgabe knüpft.

Gewiss hat das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium — in aller Bescheidenheit dürfen wir das sagen — an seinem Theil eine Mission in dieser Richtung, eine Mission für Köln wie für die Rheinprovinz. Wie viel verliert sich schon im persönlichen Verkehr, durch persönliches Kennen von der abstrakten Schroffheit der Prinzipien; wenn die Seele des persönlichen Lebens, die Liebe, aus Auge und Herzen tritt und wirkt, da vergisst man oft und leicht die vorgefassten Antipathien. Es ist damit nicht gesagt, dass Ideen und Prinzipien nicht mächtiger wären und sein sollten als die Personen, aber ihre Darstellung und Handhabung gewinnt eben auch ein persönliches und versöhnliches Moment. Aber auch nach der *grundsätzlichen* Seite ist es — und gerade in der Gegenwart — hochwichtig, die gemeinsame Wurzel der beiden Konfessionen, das apostolische Christenthum, nachdrücklich zum Bewusstsein von Jung und Alt zu bringen. Sollen wir weiter und weiter von der Erinnerung an die gemeinsame Heimat verschlagen werden, dass wir kein Land mehr sehen, sondern nur die Wogen, Klippen und Stürme des Kampfes? Es geht doch über diese sturm bewegte See immer wieder der *Eine* Herr, an den wir glauben, mit dem Friedensruf — „und es wird ganz stille.“ (Matth. 8, 26.)

Könnte auch *ich* etwas beitragen zur Bereitung und zur Mehrung dieses Friedensgeistes, der, wenn nicht alle Zeichen trügen, seiner stillen Freunde im Lande mehr zählt, als viele glauben. So sehr ich mit Gottes Hilfe in der Grundrichtung meiner Kirche stehe und stehen will, es ist doch ein Theil meines geistigen Lebens, aus Menschenwitz und Menschenfindlein den Boden der Gemeinschaft hervorzugraben, mein Auge an *den* Zeiten und *den* Menschen zu weiden, wo — wie bei einem *Fenelon* und *Sailer* — apostolische Weihe und der eigne tiefe Herzensfriede uns entgegenleuchtet. Ich müsste mir selbst untreu werden, wenn ich nicht in *diesem* Geist des Friedens mein Werk an dieser Schule treiben wollte. In *diesem* Geist sage ich — nicht einer Vergleichgültigung der Gegensätze, die sich so oft Tolernanz nennt, rede ich das Wort; nein, je erleuchteter die Erkenntniss, je inniger die Frömmigkeit, je heiliger Wollen und Thun ist, desto leichter ist es, sich die Hände zu einer Eintracht zu reichen, die gottwohlgefällig ist. Nicht eine *Verringerung*, eine *Verinnerlichung* des religiösen Lebens führt zu *dieser* Art von Eintracht.

Auch den Amtsgenossen der beiden rein katholischen Gymnasien dieser Stadt reiche ich die brüderliche Hand — nicht eine feindliche Concurrenz gilt es unter uns, wohl aber einen friedlichen Wettlauf, der zuletzt doch nur *ein* Ziel kennt, das zeitliche und ewige Heil unsrer Jugend.

Ich hatte die Absicht, meine kurzen Betrachtungen über lokale Hemmungen und Förderungen mit einem Hinblick auf die nationale und politische Bedeutung Köln's zu schliessen, die zu *allen* Zeiten gross, in Zeitkrisen, wie die gegenwärtige, besonders hervortritt, der auch wir, Lehrer und Schüler, uns nicht verschliessen können. Ich muss, da die Zeit drängt, auf diese Betrachtung verzichten, aber verschweigen mag ich nicht, dass mich auch *der* Gedanke auf eine eigne Art erhebt, in dem Hauptort der preussischen und deutschen Grenzmarken an meinem kleinen Theil mitberufen zu sein, vaterländische Zucht und Bildung zu wahren und zu pflegen. Das ist doch der festeste und zuletzt der alleinige Damm, an dem sich *alle* feindlichen Wogen brechen, die unüberwindliche, das Herz erfüllende, den Willen stählende, den Muth entflammende vaterländische Gesinnung. Wer das deutsche Herz nicht brechen kann — und *ehe* dies Herz gebrochen ist, — der wird auch deutsche Lande *auf die Dauer* nicht brechen.

So weit meine *Worte!* Möge Gott der Herr die Kraft zur treuen und lebendigen *That* verleihen! Und nun meinen Dank Ihnen, hochverehrter und theurer Herr Geh. Rath, für Ihr Vertrauen, das dieser Stunde lange vorausgieng, wie für Ihre Einführungsworte *in* dieser Stunde. Ich schliesse an diesen Dank die sehr ernst gemeinte Bitte um Nachsicht, um Beirath, um Ermunrung! Ein gut Theil Gelingen und Gedeihen hängt hiervon ab. Den hohen Behörden dieser Stadt, insonderheit dem hochlöbl. Verwaltungsrath unsrer Gymnasien, meinen ehrerbietigen Gruss! Möge ich in ihm allezeit, wo es das Wohl unsrer Anstalt gilt, eine kräftige Stütze, Schirm und Rath, Förderung und Entgegenkommen finden!

Ihnen aber, theure werthe Amtsgenossen, reiche ich die brüderliche Hand zu einem Zusammenwirken ernstester und inhaltvoller Art. Ich verspreche feierlich, neben Recht und Gesetz, ja *auch* durch Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit kollegialischen Frieden und Eintracht fördern zu helfen, soviel an mir ist, als ein treuer Gehülfe Ihrer Mühen und Freuden, Ihrer Arbeit und Sorgen. Ehrfurcht vor der Geschichte und Tradition dieser Schule, soweit sie gut und berechtigt ist, sollen Sie, hoff ich, nie in mir vermissen. Lassen Sie uns den Bund des Amtes schliessen im gesammelten und ernstesten Aufblick zu *Dem*, von dem *alle* gute Gabe stammt, der auch allein die Selbstentäusserung und Aufopferung schaffen kann, *ohne* welche keine Gemeinschaft, kein Zusammenwirken im Geist und in der Wahrheit denkbar ist. Die Zucht

...

der Jugend muss in uns allen eine Zucht des eignen Herzens wirken; durch das Bilden andrer muss die Frucht eigner Bildung sich ansetzen und mehren.

Vor allen auch Ihnen, verehrter Herr Professor, der Sie am längsten Ihre Thätigkeit unserm Gymnasium so treu und erfolgreich gewidmet, meinen herzlichsten Dank. *Anzuerkennen*, was Sie als Verweser unsers kleinen Reichs geleistet, dazu habe ich das Recht nicht, aber zu *danken*, das Recht lasse ich mir nicht nehmen. Ich thue gewiss keine Fehlbitte, wenn ich um Ihren, des vieljährigen und gründlichen Kenners hiesiger Verhältnisse, des erfahrenen Schulmannes, des eifrigen Gelehrten fernern Rath bitte. Uns beiden, uns allen ist ja die *salus scholæ suprema lex!*

Theure Knaben und Jünglinge, die ich von Stund' an meine Schüler nennen darf, auch Euch begrüße ich von Herzensgrund. Möge Eure Jugend *recht* jugendlich sein und bleiben, *ganz* das und *nur* das was sie nach Gottes Willen und der Ordnung der Natur sein kann und soll. Unser grösster deutscher Dichter *Goethe* schreibt vor den zweiten Theil seiner Jugendgeschichte die Worte: „es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen“. In einem andern Sinn möchte ich Euch wünschen — und ich weiss keinen bessern Wunsch — *möge* allezeit dafür gesorgt sein, *dass* Ihr gen Himmel wachst, der ewigen Heimat zu. Möge die Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang *und auch* Ende ist, den Schweiss Eurer Arbeit wie die Fröhlichkeit Eurer Gemeinschaft weihen und krönen!

Ich fühle tief, auch hier, auch jetzt, wie alles auf Gottes Segen ankommt, *meine* Ohnmacht und die Treue des Herrn. Er statte und rüste mich aus mit Geist und Kraft; — Er halte Seine Hand über diese Schule, über Lehrende und Lernende, über diese Stadt, über uns alle! Amen.



